

Des Landmanns Sonntagsblatt.

Allgemeine Zeitung
für Landwirtschaft, Gartenbau und Hauswirtschaft.

Gratisbeilage zur „Rheinischen Zeitung“.

1916.

Jeder Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes wird gerichtlich verfolgt. (Geleg. vom 19. Juni 1901.)

Peking-Enten.

(Mit einer Abbildung).

In Deutschland die Enten-
mehr noch vernachlässigt als die
und doch gehören gerade die
landwirtschaftlichen Nutz-
tiere am schnellsten eine ver-
sehrliche Masse von Fleisch zu
und zwar mit nicht hohem Kosten-
die Ente einerseits viel Futter

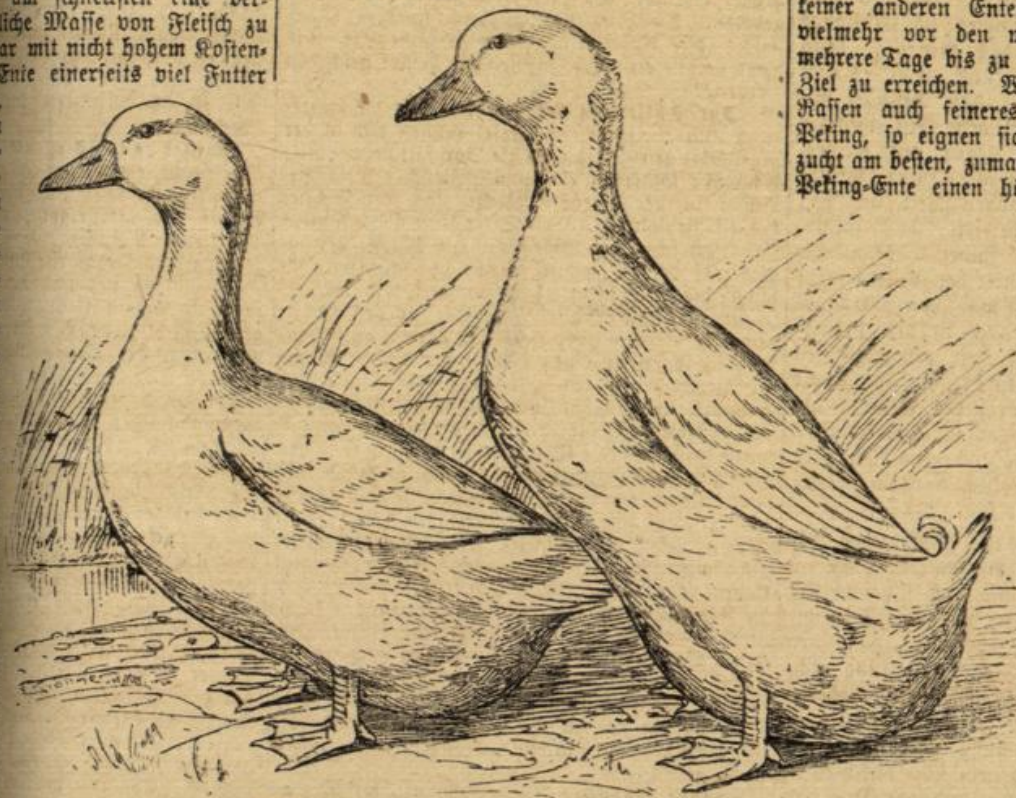
dem reichlich vorhandenen Schweinefleisch auch
einmal einen lederen, frischen Braten für die
eigene Tafel zu haben oder einem guten Milch-
und Eierkunden durch Verkauf einer geschlachteten
Ente einen Gefallen erweisen zu können.

Gewinnreich wird die Entenzucht, wenn
man die jungen Enten schon von den ersten

dieser jungen Enten ist während der letzten
Zeit der Mast recht groß; daher steigert jeder
Tag, den man an der Mästung spart, den
Gewinn nicht unbedeutend, weshalb eine Enten-
rasse, die den Vorzug besitzt, möglichst schnell
schlachtreif zu werden, höchst wertvoll ist. Die
Peking-Enten nun werden an Frühreise von
keiner anderen Entenrasse übertroffen, haben
vielmehr vor den meisten den Vorzug, um
mehrere Tage bis zu einer Woche schneller das
Ziel zu erreichen. Wenn daher einige andere
Rassen auch feineres Fleisch haben als die
Peking, so eignen sich diese doch für Massen-
zucht am besten, zumal da auch eine achtwöchige
Peking-Ente einen höchst lederen Braten gibt

und der Unterschied
von anderen Enten-
rassen nur von Fein-
schmedern wahrge-
nommen wird.

Diese Vorzüge
haben es bewirkt, daß
die Peking-Enten, die
aus China stammen
und nach der Haupt-
stadt des chinesischen
Reiches benannt sind,
weil ein Amerikaner
aus derselben im
Jahre 1873 die ersten
Enten dieser Rasse in
Amerika einfuhrte, in
Europa und Amerika
schnell große Ver-
breitung erlangten
und sogar in England,
wohin sie etwa gleich-
zeitig wie in Nord-
amerika kamen, die
nationale Rasse, die



Peking-Enten: Amerikanische Zucht, Englisch-deutsche Zucht.

Lebenswochen an mästet, und zwar ohne ihnen
Gelegenheit zum Schwimmen oder zu weitem
Umherlaufen zu geben, weil reichliche Be-
wegung zwar die Gesundheit und die Erstarkung
des Knochengerüsts wie der Muskeln fördert,
und deswegen für Zuchttiere zuträglich, aber
für den Ansaß von viel zartem und saftigem
Fleisch nicht günstig ist. Wie gesagt, im Alter
von acht bis zehn Wochen müssen die jungen
Enten bei dieser Art des Betriebes schlachtreif
sein und ein Gewicht von 4 bis 4½ Pfund
erreichen; sie sind dann als sogenannte grüne
Enten, auch Hamburger Enten, eine gesuchte
Delikatesse und werden gut bezahlt, namentlich
wenn man sie bereits recht früh im Jahre zum
Verkauf bringen kann. Der Futterverbrauch

Ablesbury, überflügelt. In Deutschland
wurden wenig später die ersten Peking von
England aus eingeführt und fanden auch hier
so großen Anklang, daß man in vielen Or-
tschaften im Deutschen Reiche kaum noch die
kleinen deutschen Landenten sieht, sondern nur
noch die viel massiger erscheinenden Peking
oder Kreuzungen derselben. Der stattliche Ein-
druck der Peking-Enten wird noch erhöht durch
ihre aufrechte Haltung, die davon herrührt,
daß die Beine bei ihnen nicht in der Mitte
des Rumpfes, wie bei anderen Entenrassen,
sondern viel weiter nach hinten angelegt sind.
Dieselbe bewirkt auch, daß bei oberflächlicher
Betrachtung die Peking noch weit schwerer ge-
schätzt werden, als sie in Wirklichkeit sind, wozu

Lebenswochen an mästet, und zwar ohne ihnen
Gelegenheit zum Schwimmen oder zu weitem
Umherlaufen zu geben, weil reichliche Be-
wegung zwar die Gesundheit und die Erstarkung
des Knochengerüsts wie der Muskeln fördert,
und deswegen für Zuchttiere zuträglich, aber
für den Ansaß von viel zartem und saftigem
Fleisch nicht günstig ist. Wie gesagt, im Alter
von acht bis zehn Wochen müssen die jungen
Enten bei dieser Art des Betriebes schlachtreif
sein und ein Gewicht von 4 bis 4½ Pfund
erreichen; sie sind dann als sogenannte grüne
Enten, auch Hamburger Enten, eine gesuchte
Delikatesse und werden gut bezahlt, namentlich
wenn man sie bereits recht früh im Jahre zum
Verkauf bringen kann. Der Futterverbrauch

außerdem das ungemein lockere und bauschige Gefieder beiträgt, so daß mancher, der eine Peking-Ente für den Sonntagsbraten lebend gekauft hat, schon unangenehm enttäuscht worden ist, wenn er den im Federkleide so mässig erscheinenden Vogel hernach in der Pfanne oder gar erst auf der Tafel gewaltig zusammengekrümpelt erblickt. Diese Täuschung rührt, wie gesagt, teils von dem außerordentlich lockeren Gefieder, aber auch davon her, daß das Knochengeriüst der Peking sehr derbe, hingegen der Fleischansatz nicht entsprechend reich ist, namentlich das Brustfleisch, das doch bei Gänsen und Enten am meisten geschätzt wird, nicht so reichlich vorhanden ist, wie bei anderen Entenrassen.

Die erwähnten Schattenseiten der Peking-Enten haben die Amerikaner, die auf der anderen Seite ihre großen Vorzüge sehr zu schätzen wußten, veranlaßt, sowohl durch sorgsame Zuchtwahl wie durch Kreuzung mit anderen Rassen die wirtschaftlichen Eigenschaften der Peking zu verbessern, was ihnen auch in hohem Maße gelungen ist, während die Engländer die Peking nicht bloß zu Nutzzwecken züchteten, sondern, wie das ja mit allen Tieren, die sie züchten, der Fall zu sein pflegt, zu einem Gegenstande der Sportzucht machten. Ihr Ziel ist daher weniger auf möglichst viel und möglichst feines Fleisch gerichtet, als vielmehr auf standardmäßige Figur und ganz besonders vorchriftsmäßige Farbe, d. h. ein möglichst sattes Gelb des Gefieders. Nun läßt es sich ja freilich nicht leugnen, daß das kanariengelbe Gefieder eine der Hauptschönheiten der Peking ist; allein Schönheit und Nutzbarkeit stehen nicht immer im Einklange miteinander; je gelber das Gefieder, desto gelber ist auch die Haut, und, mag es nun Vorurteil sein oder nicht, daß Geflügel mit gelblicher Haut und gelblichem Fett weniger fein im Fleisch sei, wir legen auf weißes, marzipanartiges Aussehen der Haut, weißes Fett und rosiges Fleisch hohen Wert, und das einladendere Aussehen bewirkt, daß solches Geflügel besseren Absatz findet. Selbst die Figur tritt in England hinter der Gefiederfarbe zurück. In Deutschland ist man, wie überhaupt in der Geflügelzucht, so auch in der Peking-Zucht bis auf die jüngste Zeit der englischen Richtung gefolgt; nur legte man auf Figur und aufrechte Haltung größeres Gewicht als auf die Farbe und hat sogar in jenen Punkten die Engländer seit Jahren bereits überholt, während die englischen Peking durchweg fatter und gleichmäßiger gefärbt sind.

Seit einigen Jahren nun hat neben der englischen Zuchtrichtung die amerikanische in Deutschland Fuß gefaßt und wird sich sicherlich noch weit mehr einbürgern, wenn die Schlachtenzucht in Deutschland, was sehr zu wünschen wäre, da sie zu unserer Fleischversorgung nicht unwesentlich beitragen kann, einen höheren Aufschwung nimmt und weitere Verbreitung erlangt. Unsere Abbildung veranschaulicht beide Zuchtrichtungen nebeneinander durch einen Erpel von englisch-deutscher und eine Ente von amerikanischer Zucht. Wenn auch einige Unterschiede dem verschiedenen Geschlecht zuzuschreiben sind, so doch manche der Verschiedenheit der Zuchtrichtung. Der edige Kopf des Erpels läßt schon die starke Knochenbildung der englisch-deutschen Zucht erkennen, ebenso die sehr aufgerichtete Haltung und die Länge des Rumpfes bei nur mäßigem Umlange. Der Kopf ist bei der Ente weit mehr abgerundet, was zwar bei den Enten überhaupt mehr als bei den Erpeln der Fall, aber doch zum Teil der amerikanischen Zuchtrichtung zuzuschreiben ist. Vor allen Dingen ist die Brust weit voller, tiefer und runder; der Rumpf ebenso, der sogar noch etwas breiter hätte gezeichnet sein können. Die Läufe stehen mehr nach der Mitte des Rumpfes zu, wodurch

die Haltung nicht so übermäßig aufrecht ist, sondern mehr der wagerechten sich nähert. Zu den wirtschaftlichen Vorzügen der amerikanischen Peking gehört auch ihr größerer Fleiß im Legen. Möge ihre Zucht bei uns einen erfreulichen Aufschwung nehmen!

Kleinere Mitteilungen.

Heilung von Pferden aus Feuersgefahr. Es hat bekanntlich seine Schwierigkeiten, Pferde aus Feuersgefahr zu retten, da die Tiere, wenn der Schein der Flammen sie blendet, wie angewurzelt im Stalle stehen bleiben. Als helfendes Mittel wird empfohlen, ihnen um den Kopf eine Decke zu werfen oder einen nassen Sack darüber zu ziehen, da sie alsdann den Feuerschein nicht sehen. Man hat auch die Erfahrung gemacht, daß sich die Tiere verhältnismäßig leicht aus dem Stalle herausbringen lassen, wenn man sie vorher, je nachdem es sich um Reit- oder Wagenpferde handelt, sattelt oder aussattelt.

Die Rinderräude ist anstehend und nicht so leicht wieder aus einem Stall zu entfernen. Man behandelt sie mit Erfolg mit Steinsohlen-tee. Die befallenen Stellen der Haut werden zunächst stark mit Schmirseife eingerieben, damit Borken und Krusten aufweichen. Ist dies nach ein bis zwei Tagen geschehen, so wird die Seife mit warmem Kresolseifenwasser gründlich gewaschen und hierauf die Umgebung der Wundstellen mit einer Bürste gereinigt. Nachdem die gereinigten Stellen trocken geworden sind, wird der erwärmte Teer aufgestrichen. Nach zwei bis drei Tagen wird die Teerschicht mit heißem Wasser abgewaschen und die Erneuerung nach Bedarf wiederholt. In den meisten Fällen ist nach dem zweiten Aufbringen des Teeres deutlich der Eintritt der Heilung zu bemerken. An allen edleren Körperteilen ist jedoch große Vorsicht bei der Anwendung von Teer geboten. An Stellen, wo durch üppigen Haarschub die Anwendung von Schmirseife und Teer verhindert wird, müssen die Haare geschoren werden.

Zur Fütterung der Ferkel. Auf die Fütterung und Aufsicht der Ferkel müssen wir in der gegenwärtigen Zeit die größte Sorgfalt verwenden; denn wir können viel Schweinefleisch gebrauchen. Schon in der zweiten Woche nach der Geburt kommt Neugier in die Tiere, und sie tummeln sich dann schon im Koben um die Mutter herum. Gegen Ende der zweiten Woche versuchen sie auch schon ihre Nüsschen zu gebrauchen und wählen in der Erde, die ihnen entweder in den Koben geworfen wird oder die sie im Freien auffinden. Werden ihnen nun gegen Ende der dritten Woche auch die in den Koben geworfene Erde noch einige Gerstenkörner gestreut, so dauert es gar nicht lange, bis sie diese fressen lernen. In der vierten Lebenswoche fressen sie die Körner schon besser und suchen den gewohnten Futterplatz sorgfältig danach ab. Nach vielfachen Erfahrungen scheint die Gerste das zuträglichste Futtermittel für die Ferkel zu sein. Damit die Mutter den Ferkeln die Gerste nicht wegrißt, ist es gut, wenn sich neben dem Koben ein freier Raum befindet, in welchem die Fütterung der letzteren allein stattfinden kann, und in welchen die Tiere durch eine entsprechend kleine Oeffnung, die nur ihnen den Zugang gestattet, gelangen können. Von der vierten oder fünften Woche kann man den Ferkeln auch schon Tränke, bestehend in süßer, kuhwarmer Milch oder in warmen Suppen aus Roggen- oder Hafermehl geben.

Saure Bohnen. Weiße Bohnen weicht man am Abend vorher reichlich in Wasser ein, setzt am Morgen eine Zwiebel, drei bis vier gepulverte und gewürfelte Mohrrüben sowie Suppenkraut und eine Prise Salz zu und kocht alles gar. Zum Schluß rührt man einen Eßlöffel voll Mehl mit Wasser glatt, kocht das etwas suppenartige Gericht damit dicklich, gibt ein Stückchen Butter sowie gehackte Petersilie daran und schmeckt mit Suppenwürfeln sowie etwas Essig ab. Dazu Salzkartoffeln, welche man jedoch ebenfalls zusammen mit den Bohnen gar kochen kann. Da Hülsenfrüchte an sich sehr nahrhaft sind, sollten sie so viel wie möglich an den fleischlosen Tagen verdaulich gemacht werden. Mit einem Schüsseln Kompost munden sie sehr gut.

Mischgericht aus Hammelfleisch. Ein bis zwei Pfund Hammelfleisch kocht man mit Salz, ein bis zwei Zwiebeln und einem Bund Suppengrün

zusätzlich zu einer schönen Sauce eine Einlage aus Nudeln, Kartoffelsago erhält. Dann läßt man alle Knochen und wärft sie, macht man aus zerlassener Butter sowie ein bis zwei Eiern eine Mehlschneide, Hammelbrühe auf, gibt das feiner in Essig und Zucker zwiebeln und Champignons Menge gekochte und in Kartoffeln hinein und würzt geriebener Zwiebel und einmal aufkochen und gibt Tisch. Die Hammelbrühe, fleischlosen Tag und läßt sie über süße, warme Mehlschneide

Kohlschudung. 2 1/2 Pfund Kohl überbrüht man mit Wasser wiegt ihn fein wie Grünkohl, man den Kohl mit 250 g gebacken und zwar mit halb Schmelz, setzt zwei in Wasser gekochte Milchbrote, drei gebackene und erhaltene Kartoffeln, erriebene rohe Zwiebeln. Salz nach Geschmack hinzu und in Masse in eine ausgefettete Pfanne im Wasserbad zwei Stunden schmeißt man etwas Mehl, in heißem Wasser, worin man wasser aufgelöst hat, auf in Zitronensaft ab.

Anlauf von Brot. Es wird sich in manchen Haushalten während der Kriegszeit alles, welches sich zu einem vorgeben läßt. Man rechnet, welches man in Milch oder in lagenweise mit halber zweimal gebräuten Backpulver und Bimt in eine Dann verquirlt man zwei Eigelb es darüber, legt einige darauf, überstreut das Gebäck es 60 Minuten im Backofen.

Butter aus Ziegenmilch. Wurf gibt es wieder Ziegenzucker wird alles das Butter für den eigenen Gebrauch. Die kleinen Buttermaschinen, gerufen und die Herstellung, doch „ach!“ jetzt hat die verhältnismäßig reichlich gerade nicht zu sehr willkürlich auch noch den Liebelstand, schmeckt. Dennoch läßt sich wir haben's erprobt. Zum Geschmack, der ist am ungeworden, als uns das Butter, leidet war, von gut befreit die Milch vorerst abzukoche, sonst bei der Buttergewinnung habens getan und staut vorteilhaft Veränderung der gewonnenen Butter. Da Jaborit auch noch eine verschafft, indem wir Garte schaben, den Saft hieran Butter in dem Steintopf, horig mit diesem Saft, Salzzusatz kneteten. Diese bei entsprechender Behandlung gemacht. Jetzt freuen wir wieder bald mit der Butter können. Das Ziegenmilch Fettgehaltes auch entsprechend ist ja schon ziemlich allg Mehllichkeit ist ja hier wie am Plage. Wichtig ist jedoch in einem gut geklärten, denn derselbe nimmt sehr die natürlich die Güte der Butter beeinflusst.

Alpenveilchen bedürfen auch noch der Pflege, wo Behandlung im nächsten blühen. Sie sind sehr empfindlich Entziehung des zu bringen. Vorteilhaft ist Entfaltung der letzten dadurch reizt man unumg Erzeugung von Blättern.

3.

... nur einen Eggoßel und ...
... etwas Leinamenschleim bei. Dr. F.

ist unphändlich, kann aber durch Sättigung des

Zur Linderung der Stickstoffnot. Alle Land- wie und Gartenbesitzer müssen dieses Jahr mit ihrem Stickstoffvorrat sehr haushalten. Salpeter ist kaum vorhanden, Stallmist infolge eingeschränkter Pferde- und Viehhaltung und Nährstoffmangel knapp und oft minderwertig; Ammoniak und Kalkstickstoff decken nicht entfernt den Bedarf, werden auch vielfach für Heereszwecke benötigt, der Rest ist aufzuparen für Galm- und Hackfrüchte. Kleearten und Hülsenfrüchte kommen ohne Stickstoffdünger aus; da bietet der Bakteriendünger „Nitragin“ einen vollwertigen, billigen Ersatz, der sich überall bewährt hat. Die Anwendung ist überaus einfach. Eine darüber erschienene Schrift wird jedem Landwirt kostenlos von den Agrarkulturwerken Bonn zugefandt.

Das Befreiigen der Obstbäume ist gegen alle Schädlinge am wirksamsten, wenn es zum Frühjahr hin vorgenommen wird, also bei dem Beginn der Saftregung oder wenn die Knospen zu schwellen beginnen. Man trifft dann am besten die bereits sich regende Brut des Ungeziefers und die Pilzsporen, welche in der Entwicklung begriffen sind. Man kann im Frühjahr, solange die Knospen leicht schwellen, zehnprozentiges Karbolineum verwenden, sind die Bäume aber ergrünt und die Knospen geöffnet, so darf nur mit einhalb- bis einprozentiger Lösung gesprüht werden. Diese Lösung ist aber zu schwach, um wirksam gegen das Ungeziefer zu sein, und wir verwenden darum besser gegen Pilzverwundungen kupferhaltige Mittel bzw. Schwefel und gegen schädliche Insekten Quassiarbrühe.

Den Nachwuchs an den Strunkten des Rosenkohl benutzen wir gegenwärtig noch, und diese Kohlart hat in diesem milden Winter außerordentlich gut überlebt, natürlich auch nichts durch den Frost eingeblüht. Nun wäre auch schon wieder die Zeit gekommen, sich gleich in den Besitz guten Samens desselben zu setzen. Schon im letzten Drittel des Monats März kann Rosenkohl mit Vorteil eingesät werden; im April aber muß

derselbe spätestens gesät sein, soll er eine Boll- ernte abwerfen. Zu seiner üppigen Entwicklung hat der Rosenkohl diese Zeit nötig. Hier wird er zumeist nachher zwischen die Bohnenreihen gepflanzt. Hierdurch wird der Rosenkohl hochstrunkig. Nach der Überwinterung aber werden die Bohnensträucher weggeräumt. Der Rosenkohl erhält nun den ganzen Flächenraum zur Entwicklung und kann daher gehörig in die Breite gehen. Durch gründliches Bedecken und Jaucheguß wird dies dann auch erzielt. In der Pflanze entwickelt sich alsdann zuerst in der Mitte ein Kopf, nach Art der meisten Kohlgewächse, nach unten hin aber bilden sich bloß mächtige Seitenblätter, die als eigentliches Nützengemüse wohl nicht in Betracht kommen. Nur der Kopf aus der Mitte kann schon im Herbst verwandt werden, und dies ist auch zur Erzielung reichlicher Brauchröschen nur zu empfehlen. Erst mit dem Absterben in der Natur bilden sich die Röschen an den Strunkten des Rosenkohles, und zwar um so reichlicher, je Äppiger der Strunk und die Seitenblätter sich entwickelt haben. Mit ganzen Köpfeln sitzen alsdann die Röschen in den Blattwinkeln. Hierbei lohnt sich also erst die so früh auf die Rosenkohlkultur verwandte Sorgfalt. Der Rosenkohl ist also ein Wintergemüse in des Wortes umfassendster Bedeutung. Von den Sorten möchte ich den hochstammigen am meisten empfehlen; er bietet nachher den weitesten Raum zu einer reichlichen Ernte. Wie man Thomasmehl durch den ganzen Garten im Winter mit Vorteil anwendet, so kommt es auch diesem Kohl bestens zugute. Kehrlicht und Kompost zeigen neben Jaucheguß auch äußerst kräftigende Wirkung an demselben.

Sparbarkeit beim Seifenverbrauch. Man hat früher einmal, vielleicht zuerst scherzweise, die Kulturhöhe eines Volkes nach dem Verbrauch an Seife bemessen und bewerten wollen. Aber jetzt ist die Seife knapp. Wir brauchen aber darum nichts an Kulturhöhe einzubüßen, denn wir können

mit viel geringerem Verbrauch Reinigungserfolg erzielen, wenn richtig anwenden. Die Seife, indem sie die Fettsäuren mechanisch, indem sie die Seifenwirkung mit ihren Flocken hindert, kommt nur Seife, mittelbar berührt; die Seife kann also hauchartig dünn sein, im Wasser sinnlos und verfliehet die Seife, viel zu schnell ab, ihre Wirkung üben kann. Aber die „Eisenbahn“, der Wochenspiegel der preussisch-berlinischen Eisenbahnen, vor, daß die Eisenbahnarbeiter Schmierseife wie früher erhalten gut auskommen. Wir müssen diese Seife. Es werden bei dem Seifengebrauch empfohlen, wasche zunächst mit reinem Wasser mit wenig Feuchtigkeit ein, so dünne Seifenschicht die Haut hiermit die Seife richtig durch, Bedarf einige Tropfen Wasser. Seife immer trocken, laß sie anhalten, der naß ist, liegen. Sparbarkeit kann auch hier bei Wir befinden uns eben im Herbst, halb müssen wir mit dem wir im Lande haben und was bieten kann.

Bei Sch...
lenken...
sich Zog...
verzwe...
ragend...
zend beg...
thefen...

Jogal



Schweinefütter in Massen

sonne Futter für alles Vieh liefert mein edler, riesenblättriger Original Elite-Cornflock, die beste Hilfe gegen die diesjährige Futtermittellage. Pa. Stielringe 100 St. 1.50 M., 500 St. 5.— M., 1000 St. 8.— M., 10000 St. 50.— M. Extra ausgewählte Kopfbedlinge (ca. 4200 Stück früher treibend), 100 St. 2.50 M., 500 St. 8.— M., 1000 St. 15.— M. Elite-Cornflock-Bläuen, bald Futter gebend, 100 St. 3.50 M., 100 St. 14.— M., 1000 St. 25.— M. Futuraraufweisung und Preisfesti kostenlos. (16)

H. Reteisdorf, Herrnhut, Bz. Hamburg.

Garantol
Bestes Eier-Konservierungsmittel. 1000fach empfohlen.

Pa. Kunst-A. bis 120 Eier	25 Pfg.
" " " " 300 "	40 "
" " " " 400 "	50 "
" " " " 500 "	75 "

Zu haben in Apotheken, Drogerien und Kolonialwarenhandlungen. Nur echt mit d. Schutzmarke: Padung! Notfalls gegen 35 Pfg. in Marken durch Garantol-G.m.b.H., Dresden-19.



Förster Stern mit Treff und Mann

Eine lustige Dackellade von Franz Rob. Hannesen und Ernst Knollner

Preis des läunigen und mit 70 Bildern ansprechend illustrierten Werkes bunt kartoniert 2 Mk.

Das überall mit Beifall aufgenommene Buch ist zu beziehen gegen Einsendung des Betrages franko nachnahme mit Portozuschlag durch alle Buchhandlungen wie die Verlagsbuchhandlung J. Neumann.

Verlag von J. Neumann, Neudamm.

Seeben ist im unterzeichneten Verlage neu erschienen:

Der Kalkstickstoff.

Bisherige Erfahrungen mit seiner Anwendung in der Praxis.

Von Ökonometat Dr. Gotthar Meyer.

Preis geheftet 60 Pf.

In Berlin 10 Stück für 5 Mk. 50 Pf., 25 Stück für 12 Mk. 50 Pf., 50 Stück für 24 Mk. 50 Pf.

Unter den stickstoffhaltigen Handelsdüngern nimmt jetzt der Kalkstickstoff den ersten Platz ein, da er Deutschlands Landwirten auch in der Kriegszeit in ausreichendem Maße zur Verfügung steht. Zeiten, Mengen und besondere Umstände seiner Anwendung sind noch wenig bekannt; das Büchlein muß daher gerade in diesem Augenblicke weitesten landwirtschaftlichen Kreisen willkommen sein. Sein Inhalt zerfällt in folgende zehn Kapitel:

1. Einleitung. — 2. Herkunft und Wirkungsweise. — 3. Aufbewahrung. — 4. Durchschnittliche Wirkung. — 5. Handhafter oder Maschinenfaat. — 6. Zufügeproben Verminderung des Stäubens, Mischung mit anderen Düngemitteln zu gleichem Zweck. — 7. Anwendung vor der Saat oder als Kopfdüngung. — 8. Die Unkraut tödende Wirkung des Kalkstickstoffes. — 9. Die Anwendung auf den verschiedenen Böden. — 10. Verwendung des Kalkstickstoffes zu den einzelnen Früchten.

Somit bietet die kleine Arbeit in gedrängter Kürze alles, was der Praktiker über Kalkstickstoff zu wissen braucht. Die Broschüre, die in größeren Partien noch billiger abgegeben wird, kann Behörden und landwirtschaftlichen Vereinen auch zur Ansicht gesandt werden. Einzelne Stücke liefern wir gegen Einsendung von 60 Pf. portofrei, unter Nachnahme mit Portozuschlag.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen entgegen.

Probenummern

Deutschen Jäger-Zeitung

versendet auf Verlangen

J. Neumann, Neudamm.

Damenbart

Nur bei Anwendung der neuen amerik. Methode, ärztlich empfohlen, verschwindet sofort jeglicher unerwünschter Haarwuchs rasch und schmerzlos durch Absterben der Wurzeln für immer. Sicherer als Elektrolyse! Selbstanwendung. Kein Risiko, da Erfolg garantiert, sonst Geld zurück. Preis 4 Mk. — gegen Nachnahme.

Herm. Wagner, Köln 72, Einnenstraße 90.

Bettmäßen,

Befreiung garant. fol. Alter u. Geschl. angebl. Auskunst umsonst. (185) Gg. Englbrocht, sanit. Verlagsdtsch., Stadtdorf 153 b. München.

Bettmäßen,

Befreiung garant. fol. Alter u. Geschl. angebl. Auskunst umsonst. Institut „Sanis“, München 73, Dachauer Str. 54.

Verlag von J. Neumann,

Im unterzeichneten Verlage ist erschienen:

Treudeutsche

Zwei Geschichten aus der Zeit des Aufstiehs von M. Trott. — Preis geheftet 2 Mk. 50 Pf.

Zwei prächtige Erzählungen voll waterläubigen „Berrats“ erleben wir den ersten Aufstiegsfall in seine Angst und Not der überfallenen Flüchtlinge, die sie helfen, ein echtes deutsches Mädchen, hat, in Liebe und bewußt den Anstoß zum Überfall deutscher Truppen Elternhauses gegeben. Sie flieht, von dem Vater und dem verwundeten, dem Vater kann sie das Leben retten bei Tannenbergs findet sie verwundeten helfend, tröstend. Noch einmal trifft sie den treulosen Geliebten Tannenbergs enden und führen Schuld und Tränen. „Lauternde Zeiten“ ist der Titel der zweiten Geschichte. Neben Kämpfern wird als preussischer Leutnant in Champagne und Polen geritten. Neben Kämpfern leistet der Kämpfer vor dem Feinde alles. Der beste der besten Dienste. Der einfache Oberleutnant kommt Hin denburg, seinem treuen Helfer Audendorff und Oberkommandos in Verbindung; er erfährt, wie er da trifft auch ihn das Kriegsgeschehen. Die Hand, verändert hat, wird durch eine russische Kugel in der Bergwerkstellung rettet unseren Geliebten die junge, vernachlässigte die große Zeit nun einen bedeutenden Menschen, beiden Erzählungen M. Trotts, die glückende Liebe atmen, zu Bergen sprechen.

Zu beziehen gegen Einsendung des Betrages mit Portozuschlag.

J. Neumann

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen entgegen.

Illustriertes Sonntags-Blatt



Beilage zur
„Idsteiner Zeitung“.

Verlag von Georg Graubier, Idstein.

Suramia — Maira.

von Hann von Panhurg.

13

Am Beginn des Krieges, der von mehreren Seiten zugleich gegen Deutschland losbrach, hatte Bernhard Sternbach den Ort Idstein niedergelegt und mit dem Ort Idstein die Kapelle der St. Peter zu dirigieren, socht er in Frankreich und schließlich an der Ostfront. Statt früher Geister und Sängerkoloraturen klangen Granaten, Kanonendonner und das Getöse der Maschinengewehre in sein Ohr. Und er war fast allein vor dem Feinde, da er hangen traurigen Gedanken, mit einem Jahre zu einem friedlichen gemacht, ruhiger. Ja, es war, in denen er vergaß, daß Idstein ein Friedhof einer kleinen jüdischen Stadt lag, darin er all sein Leben eingegeben. Solange er nicht gewußt, wo Elisabeth gestorben, galt jeder seiner Gedanken ihr und er meinte, niemals würde er sie wiedersehen. Ein kräftiger, lebensfroher Mensch, der er vordem gewesen, hatte ihn verlassen. Elisabeth, sein junges Weib mit den kupferblonden Locken über der klaren Stirn und tiefen Braunaugen.

Er rief ihn wie in einer wilden Nacht und er dachte: Vielleicht war irgendwo der Tod auf mich, Elisabeth nach.

Er rief ihn mit seinem Regiment. Darin dicht an der Ostfront, da sah er hinter den Vorhängen eines schlichten Mädchens aufstehen. Ein lockiges Haar lockte sich über dem Gesicht und mächtig tief begegneten einen Herzschlag

lang seinem Blick, dann fiel der Vorhang, nur ein sanftes Schwanken des grobemusterten Spitzenstoffes verriet, daß ihn soeben erst eine kleine Hand losgelassen.

Das schlichte Haus war das Lehrershaus und Bernhard Sternbach bezog darin Quartier. Viele Häuser der Nachbarschaft waren zerstört und von der alt ehrwürdigen Kirche standen nur noch die

verkniffenen Münd. Aber Suramia-Maria mit dem kupfernen Haargelock und den herrlichen Augen stand neben dem Vater, und darüber bemerkte Bernhard Sternbach den falschen Zug um des Lehrers verkniffenen Mund nicht.

„Seid gegrüßt!“ sagte Suramia-Maria und neigte den reizvollen Kopf.

Sie fürchtet sich vor dem Feinde, des-



Fliehende russische Artillerie.

Grundmauern. Vor Wochen fanden hier große Kämpfe statt, und die Granaten, die von den feindlichen Stellungen herübergekauft waren, hatten manches Ziel gefunden.

Der Lehrer war ein breitschulteriger Mann von fünfzig Jahren mit gerötetem Gesicht und einem falschen Zug um den

halb diese Unterwürfigkeit, dachte der junge Offizier und sein Blick ruhte lang auf dem lieblichen Mädchen, das ihm das Bild seiner toten Gattin vor die Augen zauberte. Er lächelte vernonnen und wie zu sich selbst, sagte er: „Elisabeth, du bist wiedergekehrt.“

Zwei Augenpaare blickten ihn ver-

ständnislos an, und der Lehrer Leonard de Moraaz, der ein wenig deutsch verstand, fragte gebrochen, was der Herr Offizier eigentlich meine.

Der Befragte schüttelte trübe den Kopf, doch da er des Mädchens Augen fast bittend auf sich gerichtet sah, erwiderte er: „Ich hatte ein schönes Weib, sie starb vor einem Jahre, ich hatte sie sehr lieb und Ihre Tochter gleicht der Toten zum Verwechseln.“

Da nickte der Lehrer Leonard de Moraaz und ein böses Funkeln ward in seinen kleinen Augen wach. —

Bernhard Sternbach nahm jede Gelegenheit wahr, mit Zuramia-Maria beisammen zu sein, und er hielt ihr das Stridgarn, wenn sie ein Knäuel davon widelte und er versuchte sich ihr, die nur flämisch konnte, so weit sein bißchen holländisch reichte, — das er sich gelegentlich eines Aufenthaltes in einem holländischen Seebade angeeignet, — verständlich zu machen.

Jeden Tag sah er Zuramia-Maria, und jeden Tag sagte er sich, daß er eine Torheit beging, ihre Gesellschaft zu suchen, denn die Belgierin konnte niemals seine Frau werden. Er schämte sich, in dieser Zeit an ein schönes Mädchen, noch dazu an eine, die zu den Feinden Deutschlands gehörte, zu denken, aber die Gedanken wollten sich nicht zwingen und in andere Bahnen leiten lassen.

Zuramia-Maria de Moraaz und Elisabeth, die Tote, sie wurden ihm zu einer Person.

Das schöne Mädchen war ja Elisabeth selbst. Sogar das holde Kinderlächeln Elisabeths blühte um ihren hübschen blässhönen Mund.

Bernhard Sternbach sann nach, was wohl nun werden sollte. Er hätte das liebliche Geschöpf am liebsten in seine Arme gezogen und geküßt: „Sei mein!“ Er wäre am liebsten vor den Lehrer Leonard de Moraaz hingetreten und hätte gesagt: „Gib mir deine Tochter zur Verlobten, wenn erst Friede ist, dann hole ich sie heim als mein Weib.“

Aber er schwieg und quälte sich.

Dabei entging es ihm doch nicht, daß Zuramia-Maria seine Nähe ebenfalls suchte und das beseligte und schmerzte ihn zu gleicher Zeit. Er fand sich nicht mehr in sich selbst zurecht. Was durfte er tun, was mußte er lassen?

O marternde Qual, die mit jedem Tage wuchs. —

Und der falsche Zug um die Lippen des Lehrers ward schärfer. Und als Leonard de Moraaz eines Abends erfuhr, die deutschen Reiter würden nur noch einen Tag hier verweilen, da rief er Zuramia-Maria in seine Stube und ohne viel Umschweife begann er:

„Es ist Zeit, Zuramia-Maria, heute nacht muß es geschehen, und wenn es uns gelingt, dem einen der verhassten Feinde den Garau zu machen, dann haben wir großes getan. Heute nacht, du weißt, wie wir es verabredeten.“

Das Mädchen nickte und ein gehässiger Ausdruck entstellte das feine Gesicht.

„Meinen François haben sie als Franktireur erschossen, diese Deutschen, dafür will ich an einem ihrer Nation Rache üben. Sei ruhig, Vater, ich werde genau

tun, wie wir verabredeten.“ Sie lachte höhnisch. „Der sentimentale Narr, der mich mit seiner toten Deutschen vergleicht, kann ihr nun nachlaufen ins Jenseits.“ Sie hob die Arme. „Nachmittag aber, Vater, will ich mir vorher eine frohe Stunde machen, beim Pieter Vaffer ist Hahnenkampf. Er hat seinen Speicher dazu herrichten lassen. Weißt ja, Vater, in Friedenszeiten hatte man das aufregende Spiel verboten und alles mußte heimlich geschehen, aber jetzt, im Kriege, verbietet man es nicht. Unser Dorf stellt 5 Hähne und unser Nachbardorf auch.“ Sie sprach hastiger: „Ich kann es kaum erwarten, wer den Sieg davonträgt und ich denke, ich wette zwei Franken auf einen der Hähne.“

Leonard de Moraaz machte eine unwillige Geberde.

„Solltest lieber an den Deutschen denken und an heute nacht, statt dir den Kopf mit dem Possenspiel zu verwirren.“

Zuramia-Maria lugte aus halbgeöffneten Wimpern zum Vater empor.

„O Hahnenkämpfe sind herrlich, François hat sie auch so sehr, ach so sehr geliebt.“ Die Augen wurden plötzlich groß, fast schwarz. „Fürchte nicht, daß ich mich zu sehr zerstreue, ich tue, was ich François und unserem armen Vaterlande schuldig bin.“ —

Am späten Nachmittag wohnte Bernhard Sternbach dem Hahnenkampfe, ebenso wie verschiedene Offiziere und Soldaten seines Regiments, bei. Man wollte sich das hier so beliebte Schauspiel, trotzdem der Gedanke daran abstieß, der Seltsamkeit halber nicht entgehen lassen.

Ein eigenartiges Bild bot das Ganze. Der Speicher war dicht angefüllt von Menschen und die bauerische Bevölkerung schwakte lebhaft durcheinander. In der Mitte, durch ein Drahtgesecht eingezäunt, befand sich die „Arena“.

Es waren prächtige starke Tiere, die Hähne, die vor dem Kampfbeginn gezeigt wurden. Auf einem Stuhle, der Arena mitte gegenüber, nahm der Schiedsrichter, ein breiter, stiernackiger Bursche, mit der Uhr in der Hand, Platz. Den Hähnen hatte man am Sporn je eine mehrere Zentimeter lange, schmale Messerlinge ange-schnallt und als der Kampf begann, senkte sich atemlose Stille über die Zuschauer.

Ein wenig von sich entfernt bemerkte Bernhard Sternbach Zuramia-Maria und ihr süßes sanftes Lächeln, mit dem sie seinen Gruß erwiderte, beglückte ihn. Aber es schmerzte ihn gleichzeitig, sie, die Zarte, Keine hier unter den gewöhnlichen rohen Menschen zu erblicken, sie hier zu finden als Zeugin des grausamen Schauspielspiels einer Tierquälerei.

Er hatte nie gewußt, nie gehört, daß man in Flandern die abscheulichen Hahnenkämpfe liebte, und er hätte gern mit einem ordentlichen kerndeutschen Worte dem gräßlichen Spiel ein Ende gemacht, aber man ließ sich am besten mit der Bevölkerung nicht ein.

Doch immer wieder flogen seine Augen zu Zuramia-Maria hin, er sah, wie mehrere der Tiere tot umfielen, sah wie das letzte Paar sich gegenseitig immer neue blutige Wunden beibrachte, da hielt er es nicht mehr aus, er erhob sich, um den Speicher zu verlassen.

Noch einmal schaute er zu Maria.

Vielleicht ging sie auch, unmöglich Gefallen finden an dem Spiel.

Doch Zuramia-Marias Blick war wie gebannt an den Tieren, noch wütend aufeinander losgehend, noch Märgensimmer in ihren loschen und der kleine atemloser, grausamer Gier offen. Die Hände bebten und Mädchenantlitz trug mit einem Stempel der Gemeinheit.

Ein Schauer überrann Sternbach, so hatte Elisabeth ausgesehen, und fast kam er vor, dieses einer jungen Mägdlein Weib mit seiner geliebten verglichen zu haben.

Eilig machte er sich auf den Weg.

Und er vermied es, Zura nachher noch zu begegnen, den Ausdruck, den das feine Mädchen vorhin gezeigt, stand immer vor ihm und er empfand Widerwillen.

In der Nacht erwachte er wohnte zu ebener Erde, und als habe es leise an sein Fenster geklopft. Sein Bursche schlief im Bett, vielleicht weckte ihn der, weil etwas Besonderes ereignet war.

Da, jetzt klopfte es abermal.

Der junge Offizier hastete Sprünge von seinem Lager. Er öffnete das Fenster. Spalt breit.

„Wer ist da?“ fragte er in die Nacht.

„Zuramia-Maria,“ flüsterte eine Stimme.

dämpfte, doch deutlich.

Der Mann war bestürzt. „Was?“

„Was mochte geschehen?“ Er zündete eine Kerze an, in seinen Mantel, dann öffnete er ein wenig und hob die Hand. In Zuramia-Marias schönes Gesicht sah er. Sanft und demütig schaute er seinen Blick und dann drückte er ihre Lippen.

„O Herr Offizier, ich muß heute nacht, muß Sie gleich sprechen, ein wichtiges Geheimnis, das mich unglücklich macht und Ruhe läßt, anvertrauen.“ Sie schloß die Hände. „Sie können mir helfen, sie brach ab, um dann zu ihm zu kommen, um mir helfen, ich glaube, ich Sie liebe.“

Bernhard Sternbach war zumute bei der Rede und er darauf zu erwidern, dazu schaute er entzündende Gesicht so bange an und das kleine Licht zauberte Glanz auf die kastanienfarbenen Haare des Mädchens. Wenn er paar Worte der fremden Sprache unklar geblieden, so hatte er gemeinen verstanden, und er lach, hin- und hergerissen von Danken, was sie von ihm wollte.

„Kommen Sie mit mir, Offizier, hier könnte uns der raschen, aber ein paar Minuten da hat der Vater einen Ge-



Eigenartige Gesichtswirkungen an einem Fabrikgebäude des südöstlichen Kriegsgebietes.

er bei einem Sturmangriff bekommen hatte, glücklich genesen würde, nachdem die Operation zur vollen Zufriedenheit des Ober-Stabsarztes verlaufen war.

„Wir machen Sie wieder ferngesund, und Ihrer Heldenlaufbahn wird noch mancher Lorbeer grünen in fernen Tagen, wenn Sie an Ihr Geldentum in diesem Kriege wie an einen Traum zurückdenken werden! Wenn Sie dann erst Helden-Vater sein und Wallenstein spielen werden! Wie ich mich dann freuen werde, daß ich es war, der Ihnen die Heldenbrust wieder gestiftet und neu gepanzert hat!“

So hatte der Ober-Stabsarzt bei seinem ersten Besuche nach der Operation gestern zu Max Sturmsfeld gesprochen, und bei diesen hoffnungsvollen Worten war in dem brustwunden Krieger urplötzlich wieder der jugendliche Held erwacht und mit glücklichem Lächeln sagte er:

„O ja, es wäre wunderschön, wenn ich meinen Wallensteinern wieder zudonnern könnte: Blast! Blast! —“

Und schon schiedte Sturmsfeld sich an, den Orgelton seiner volltönenden Stimme zu jenem Glockentlang und Donnerrollen hinaufzuschrauben, mit dem er so oft sein Publikum zu stürmischem Beifall hingeworfen hatte.

Aber der Oberarzt legte beschwichtigend die Hand auf den Mund des Kranken und sagte ernst warnend:

„Nüßlich ruhig bleiben, junger Freund: dazu ist's noch zu früh!“

Mit einem schmerzlichen Zucken um den Mund fügte sich der junge Held der fürsorglichen Ermahnung und bettete das leicht erhobene, dunkelumlockte Haupt wieder in die Kissen, während der Arzt mit einem warmen Händedruck und freundlichem Dankesblicke sich von seinem Kranken verabschiedete.

Heute hatte Sturmsfeld nun wieder einen Brief von seiner jungen Gattin erhalten, von ihr auf die aus einer ganzen Schar von schwärmerischen Verehrerinnen in der Sommer-Ferienzeit des schicksalschweren

Jahres seine Wahl gefallen war, und die er, kaum gewonnen, so rasch wieder hatte verlassen müssen. Mit der ganzen Siedeglut seiner hochlodernden, leidenschaftlichen Künstlerseele hatte er von der Erwählten Besitz genommen und sie Thella getauft,

weil er sie als Max Wictoria hatte. So war sie ihm eine Braut und Kriegsrau geworden. Er glühender ersehnte er ein Leben mit ihr. Hatte der junge Mann alle Schrecken dieses unerwarteten nun schon dreizehn Monate währenden zählenden Gefechten, Schlachten, graben-Stellungen und Schaudernd kennen gelernt, den Blut erlebter Gräueltaten den Beiden ganz versinken sehen. Wie ein märchenhafter Zustand schwundener, weit, ach, allzu liegender Tage erschien ihm die holde süße Friede, wenn er sich in den Graben einmal Ruhe gefunden, die Tage der Ausübung der herzerhebenden und Geist und den Künstlerberufes zurück zu an die vielfachen Triumphe jugendlicher Held im treuen erkämpft hatte. Und da mit der Übung des „rohweltamen“ Wertes, wurde er so recht in der Friedenszeit. Der Siegeschen Heere tief hinein in hatte ihn nicht, wie v. ele oder gar zur Selbstüberhebung hatte das alles für selbsthalten; denn seiner inneren gung nach war die Wahrheit auf deutscher Seite von Unbeges gewesen: es mußte so sein nun schien es ihm „genug des Spieles“, und selbst an jenen



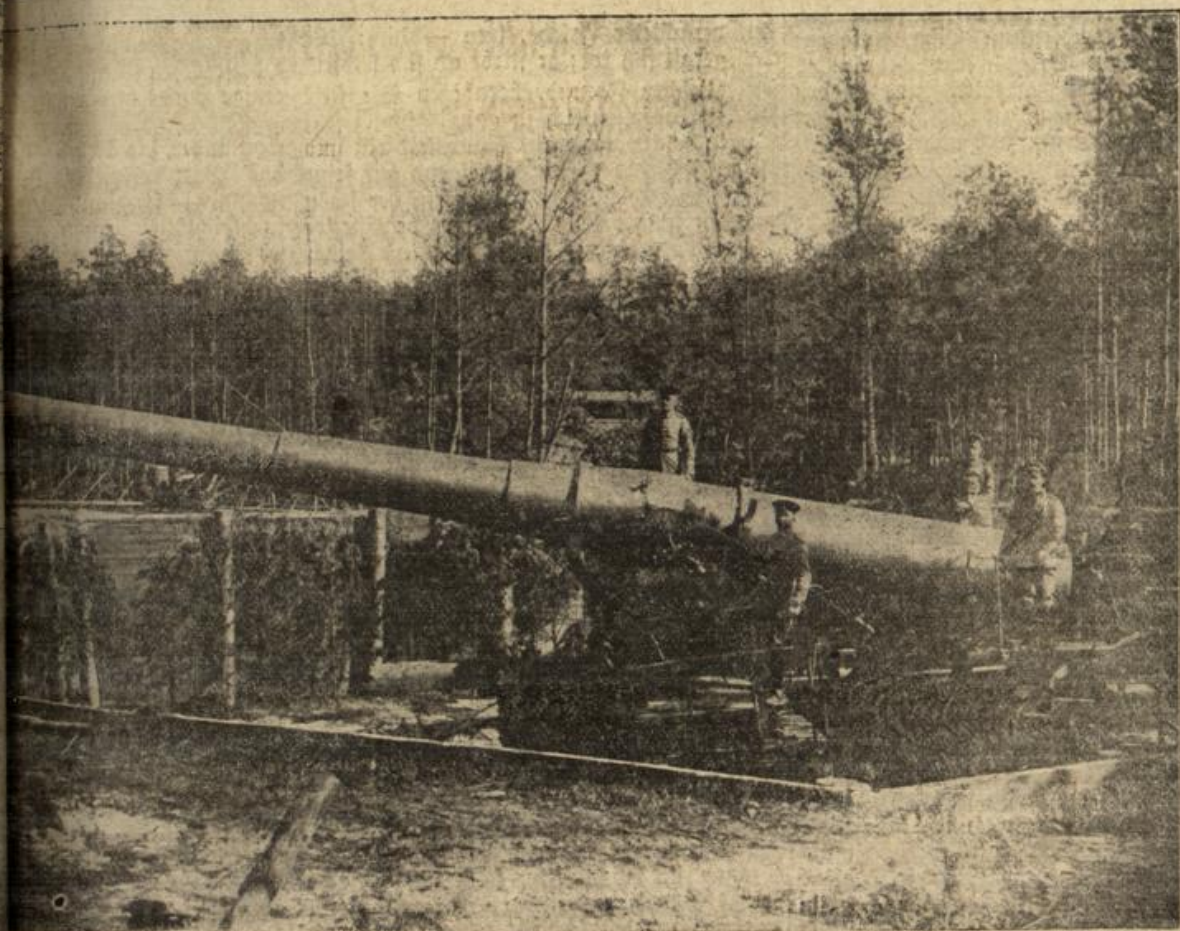
Angriff deutscher Flieger auf einen englischen Truppentransportdampfer.

das „Eiserne“ geholt hatte
Auszeichnung genoh, es vom
Herrn selbst an die Brust ge-
hen unter allerhöchster Lo-
nung seines tapferen Ver-
an diesem hohen Ehrentage
immer ruhenden Schlachten-
de Sturmfeld abends, nach
ung des schönen Tageserleb-
on dem einen Gefühl be-
wenn nun Friede wäre! und
Seufzer entrang sich seiner

und Jahresversammlungen wissenschaft-
licher Vereinigungen Hochfeste der Völker-
verbrüderung! Und daß ein Krieg nicht
mehr möglich sei, bewies ja auch die immer
mächtiger werdende und ständig größere
Anhängerschaft findende Weltfriedensbewe-
gung! Nein, der Krieg war für die Kultur-
völker nur noch der schwarze Mann, von
dem die Vernünftigen unter ihnen, wie die
aufgeweckten Kinder, sagten: „Den gibt's
ja garnicht!“ — So lebten denn alle fröh-
lich und übermütig, guter und schlechter
Dinge, ihre Tage dahin, und sie wußten
kaum, daß es Tage des goldenen Friedens
waren; der Friede war eben zu alltäglich
geworden. —

„Schwester, ich glaube, die Menschheit

Menschheitsgut; nur der Friede kann die
Menschen emporführen zu ihrer höchsten
Würde zur Menschlichkeit! — Nur wer
den Krieg mit solchen Augen sah, wie ich,
nur der weiß, was uns der Friede war!
Gewiß, der Krieg erzeugt Großes und Ge-
waltiges im Menschen, und wenn die Tu-
genden, die er in vielen Menschen geweckt
hat, auch in der kommenden Friedenszeit
weiterhin und allgemein freudige Betäti-
gung finden; wenn man gerechter, einträch-
tiger und hilfsbereiter sich erweisen wird,
dann war dieser Krieg wohl die grausamste
Prüfung der Menschheit, doch er brachte ihr
immerhin einigen Gewinn. Aber ist es
etwa wirklich eine so erhebende und be-
glückende Erfahrung, zu der man diesen in



Auf dem östlichen Kriegsschauplatz erbeutete japanische Schiffsgeschütze.

Reips. Pressefoto.

ienst mit allen ihren furcht-
en zu überdenken und es
le, schwermütige Stimmun-
Dann flüchtete seine gemar-
zu schönen Traumgefilde
anten schweiften gar oft in
da alles so ganz anders,
heut: da man menschlich
schen, und man wohl auch
vom Kriege sprach und die
it gegenseitig drohten, was
ernstlicher nahm, als jene
em schwarzen Mann, womit
schreckt. Und waren denn
it auch wirklich wie die
anten und stritten sie unter-
einander, und über-
sie in Kongressen aller Art

mußte diese grauenhafte Kriegsplage, dieses
namenlose Elend über sich kommen sehen
und es jahrelang erleiden, um es schmerz-
lichst zu erfahren und mit bitterster Reue
zu erkennen, welch ein Edelgut sie mit dem
Frieden verloren hat!“ hatte Sturmfeld
erst heute noch zu Schwester Maria gesagt,
als er eben wieder in tiefes Sinnen versun-
ken gewesen und an die vergangenen glück-
lichen Friedenszeiten zurückgedacht hatte.

„Ja“, seufzte Maria; „es ist die alte
Wahrheit, die jetzt wieder bei Millionen
Menschen zur neuen Erkenntnis kommt:
erst wenn man etwas verloren hat, weiß
man seinen wahren Wert zu schätzen!“

„Unschätzbares haben wir verloren,
Schwester Maria!“, eiferte Sturmfeld.
„Der Friede ist das höchste, das herrlichste

eine ganz gemeine Völkerverheerung ausge-
arteten Krieg gern stempeln möchte, und
spricht es etwa für die Größe des so hoch-
gepriesenen menschlichen Geistes und für
die Stärke seiner ihn über das Tier erhe-
benden Vernunft, daß er unter der höchsten
Anspannung seiner körperlichen und geistli-
gen Kräfte den Krieg mit seinen maßlosen
Blut- und Todesopfern herausbeschwor, um
erst durch ein Meer von Blut und Tränen
watend zu der Erkenntnis sich hindurch zu
ringen, daß jenseits dieser hochwogenden
Flut menschlichen Jammers und Elends
jenes Ufer liegt, von dem die Friedenspal-
men winken und die Sonne des wahren
Glückes lacht; jenes Ufer des Menschen-
tums, das er aus Menschlichkeit, wie man
feindlicherseits mit hochtönenden Phrasen

englischen

vorgab, so leichten Sinnes verließ, und zu dem er sich nun hinüber zu retten vergeblich abmüht? — Nein, da wurde, wie der Dichter sagt, Vernunft zum Unsinn und alles Wissen, alle Wissenschaft zur Plage der Menschheit! Mit welcher feinen, „vernunftgemäßen“ Ausklügelung wurde die Wissenschaft herangezogen zu einer nicht nur auf bloße Vernichtung und Zerstörung gerichteten, unerhörten Kampfweise! — Wahrlich, die unmenslichen Gräueltaten dieses Krieges können nicht übertroffen werden, und nur ein Trost gibt dem noch menschlich empfindenden Soldaten die Kraft, über das ihn umgebende Chaos hinaus zu denken und zu hoffen auf ein Wiederfinden des verlorenen Friedens: der Trost, daß der Krieg, in dem er kämpft, der letzte Krieg sein muß, der letzte Krieg zwischen Kulturvölkern; — ja, Schwester Maria, glaubt mir: es ist der letzte Krieg!“

Sturmfeld hatte sich dieser, seiner Gedanken mit wachsendem Eifer entladenen noch vom Kriegswetter gebräunten Antlitz war leicht gerötet, seine großen braunen Augen strahlten das Feuer seiner innersten Begeisterung aus und seine schöne Stimme mit dem weichen Baritonklang hatte einen vollen, wenn auch gedämpften warmen Ton angenommen. Ganz nur wundernde Teilnahme und Hingebung, hatte Schwester Maria mit Auge und Ohr an den Lippen des zum beredten Anführer des Krieges und Prediger des Friedens gewordenen kranken Kriegers gehalten und jedes seiner Worte wie Nektar getrunken. Hatte doch Sturmfelds ausgereifte schöne Männlichkeit, gepaart mit einem starken, feingebildeten Geiste und edlen Gemüte Marias Herz schon lange zu schmerzlich entjagender Liebe gezwungen! Daher gewahrte sie nicht allein mit ängstlicher Sorge, daß Sturmfeld sich in immer größere Erregung hineinsteigerte, sondern sie hörte es auch mit innigem Gefallen, als er lebhaft fortfuhr:

„Nicht etwa die auf ein Völlerschiedsgericht abzielende Friedensbewegung wird weiteren Kriegen vorbeugen, oder sie gar unmöglich machen; — o nein, dazu sind die hochkultivierten Menschen viel zu unvernünftig! Auch die Religion wird es nicht bewirken; stehen doch auch jetzt alle möglichen frommen Gläubigen im höchst unchristlichen Kampfe gegeneinander, obgleich das religiöse Gefühl in den Menschen im allgemeinen gerade durch den Krieg wieder sehr gestärkt wurde. Am wenigsten aber wird die vielgepriesene Moral dem Kriege das Handwerk legen, jene menschliche Moralität, die jetzt auf vielen Seiten sich so widerwärtig heuchlerisch geberdet und gerade unter dieser heuchlerischen Maske sich zur Haupt-Mitschuldigen an diesem Weltverbrechen machte! — Nein, nichts von alledem wird den Krieg erfolgreich bekämpfen; einzig und allein nur eine Macht wird seiner Herr werden, die Macht der Wissenschaft; die durch die Wissenschaft zur höchsten Stufe menschlichen Könnens erhobene Technik! Sie allein wird Mars entwaffnen! Jene wissenschaftliche Technik, die dem jetzigen Kriege bereits das furchtbarste Rüstzeug gab, sie wird in ständig aufsteigender Entwicklung die Mittel der Vernichtung zu derartiger Vollkommenheit bringen, daß die menschliche Natur ohn-

mächtig dagegen sein und keinen Widerstand mehr leisten können! Das aber muß notwendig zum Ende des Krieges führen, und ich habe das Gefühl, daß der Krieg sein Schicksal schon ahnt und sich deshalb jetzt noch einmal so in völliger Entartung austobt! — Ja, Schwester Maria, der Krieg feiert jetzt sein höchstes Fest: er feiert seinen Abschied von der Menschheit, und darum rast er in höchsten Ingrimm über die Erde hin. Darum türmt er die Gräueltaten seiner Majerei bis hinauf in die Wolken und wühlt den Grund des Meeres auf und begräbt in seinen tiefsten Tiefen Menschen über Menschen! Und darum gräbt er sich tief in den Bauch der Erde, macht sie bersten und zerreißt Menschenleiber wie Papierfetzen! Heißa, der Krieg feiert sein Abschiedsfest, und zur ewigen Erinnerung daran verwüstet er, hohnlachend aller Menschlichkeit, ganze Länder und läßt ganze Völker Hungers sterben! — Aber du, verachteter Friede, freu — dich: der Krieg rast sich tot; er stirbt an sich selbst!“

„Liebster Freund, beruhigen Sie sich! — Sie vergessen sich ja ganz!“ sprach jetzt Maria beschwörend auf Sturmfeld ein und neigte sich, die Hand begütigend auf seine Stirn legend, über den Kranken, der schön wie ein junger Gott, nun ganz begeisterter Künstler, getragen vom Hochflug seiner phantastischen Gedanken, in die höchste, fast fieberhafte Erregung geraten war und nun erschöpft und schwer atmend in den Kissen lag, während Schwester Maria, gepeiniget von dem Vorwurf, daß sie den Kranken nicht schon früher zur Ruhe ermahnt und auf andere Gedanken gebracht hatte, mit tiefer Besorgnis ihn beobachtete und seinen Puls fühlte, der aber, Gottlob, zu keiner Besorgnis Anlaß gab. —

Da war der soeben mit der Feldpost eingetroffene Brief von Sturmfelds Gattin für die geängstigte Pflegerin wie eine Erlösung gekommen; denn nun mußte der Bann von dem Kranken sich lösen, nun öffnete sich ihm die schöne heitere Gedankenwelt der Liebe! —

Aber Sturmfeld, der mit fröhlicher Hast nach dem Briefe gegriffen und ihn schnell geöffnet, war, nachdem er ihn gelesen hatte, merkwürdig still geworden. Nach einer Weile dumpfen Hinbrütens, währenddessen der Kranke die teilnehmenden besorgten Fragen der Schwester nach der Ursache seines Schweigens unbeachtet ließ, begann er unvermittelt mirre Reden zu führen und schloß sich an, das Bett zu verlassen, weil er, wie er — bereits fiebernd erklärte, sofort — abreisen müsse!

Entsetzt erkannte Maria im Augenblick den bedenklichen Zustand ihres Pfleglings, ließ den Oberarzt herbeirufen und, als dieser gekommen war, geschah ungesäumt alles nötige, um den Fieberanfall zu bekämpfen. Der Erfolg der Bemühungen beider blieb nicht aus; nach einer Stunde schwerer Fieberphantasien, die von dem immer wiederkehrenden Ausruf des Kranken: „Der Krieg ist tot!“ beherrscht wurden, war Sturmfeld endlich eingeschlafen. —

Nun hielt Schwester Maria den Brief in der Hand und kämpfte mit dem Gedanken der Reugier, der Teilnahme, oder war es noch ein dritter, der sie drängte, den unerlaubten Einblick in das Schreiben zu tun.

— Nun, es siegte die — Gewiss, nachdem sie sich mit einem fortwährenden Aufblick auf den Kranken überzeugt hatte, daß er eingeschlafen war, begann sie zu lesen.

Mein teuerster, herziggeliebter Friede!

Welche beglückendere Stunde von dir werden, als die, die ich dir die Nachricht von der schnellen Besserung in deinem Befinden mitteilen darf! Ich fürchte ich noch, die Operation wird dich sehr beunruhigen. Gott aber gönne mir das unaussprechlich Schrecklichste aller Völlerbeben zu sehen! — Welch ein Krieg! Ein Friede muß das werden, den wir den Kriegen folgen! Das Glück ist nicht auszudenken. Nur ahnen und ermessen an, aber sehnuchtsvollen Andachts auf allen Seiten sich so lang zu wagen. Denke dir doch: sogar die Oberstübchen beginnt es zu regnen. Einige Lords haben im Obersten ernsten Worten vom Frieden gesprochen. Engländer, die Urheber des Krieges, das Wort „Friede“ in den Lippen genommen! England ahnt Unheil! So leicht hin begonnen, macht die schwere Sorge, zu Ende zu bringen. Not wird täglich größer: die Geister, wird John Bull nie wieder der anfänglich nur spärlich fliegende Krieg“ droht in hellen Flammen zu lodern und sein Feuer über die Welt bis tief hinein nach Indien zu tragen. Wie lange noch? — dann wird das die deutschen Krupp-Kanonen auch Kanak und den persischen Schilling Englands Macht und Größe binden. Flotte — begrüßt werden, die damals vor Helgoland, nur ein Teil der Tapferkeit übrig blieb. Muß da den Engländern nicht bange werden und ist es da nicht greulich, daß sie, die großmächtige „ger“, zuerst vom Frieden sprechen! Da muß es denn doch wirklich werden. Geliebtester! Schon im Geiste wieder wie an jenen lichen Tage, da ich dich zu den Nicolomini bewunderte und die ewig schönen Worte auf den Tisch hörte, — denkst du daran? — Tag, der dich auch meinem Herzen — von Stund an warst du auch geworden, und ich, — o des Thekla! Und — siehst du — noch immer in meiner Seele warme innige Ton deiner Stimme, wie die herrlichste Musik, fentklängen gleich von deinen Versen Schillers schmelzend geflossen: —

Hier wurde Schwester Maria auf eine seltsame Art unterbrochen. erschreckt lies sie den Brief wie von einer Geisterstimme hörte sie den Schlafenden neben ihm innigsten Ausdruck, leise, aber doch die Worte sagen:

„O, laß den Kaiser Frieden Vater!
Den blut'gen Lorbeer geb' ich den Freuden

die —
einem for
erzeugt h
egann sie
verzigge
dere Stun
ls die
schnellen
n Befinde
noch, die
fährlch
t. Gott
inausf
nberfehr
llerbeber
ein Ar
werden,
das Gl
enken. Be
essen an
n And
so lang
: sogar
es
n Ober
Frieden
er des
in den
hnt Un
en, man
de zu
her: der
Bull n
lich f
hellen
uer ü
dien zu
n wird
o-Bull
chen
d G
erden,
d, nur
brig
ern n
es da
hmä
a spr
wirkli
Schon
n jener
h zu
und
an?
in Ge
du au
des
u —
Seid
er m
e Ma
einem
d pa

die Weichen, das der März uns
bringt, oft ge
Erde.
richt im Traum!" flüsterte Maria,
lichem Entzücken lauschend, wäh
mit gespanntester Aufmerksamkeit
noch, die einen Nachwandler, sich
sam, wie einen traumumfangenen Kran
schliefte, der nun mit schwärmerisch
richteten Scherblid und mit einem
nberfehr, wie sie ihn eben in dem Briefe
et gefunden hatte, Maria's Seele
latternd, sprach:

Ein Tag, wenn endlich der Soldat
leben heimkehrt, in die Mensch
heit an
n And
so lang
: sogar
es
n Ober
Frieden
er des
in den
hnt Un
en, man
de zu
her: der
Bull n
lich f
hellen
uer ü
dien zu
n wird
o-Bull
chen
d G
erden,
d, nur
brig
ern n
es da
hmä
a spr
wirkli
Schon
n jener
h zu
und
an?
in Ge
du au
des
u —
Seid
er m
e Ma
einem
d pa

guten Menschen, die ihr so oft die Freude
des Genesenden mit innigem Dankesblick
zugestrahlt hatten. Dann brach Schwester
Maria schmerzüberwältigt zusammen und
am Bette des Toten in die Knie sinkend,
suchte sie im stummen, inbrünstigen Gebete
Trost bei ihm, dem Allbarmerherzigen. —
Durch die hohen Bogenfenster des Kranken
saales fielen die letzten Strahlen der abend
lichen Herbstsonne und kühlten die in einem
Nächeln erstarrten Züge des Verbliebenen,
als wollte Mutter Sonne auch von ihrem
Nichtsohne Abschied nehmen, während vom
nahen Kirchturme des Stappenortes, einem
französischen Grenzstädtchen, die Glocken
das Vespergeläut sangen: des so selb
schlafenen, jugendlichen Helden totenfeier
liches Friedensgeläut. —



Zeit, Geld, Arbeit.

Von H. Marx.



um Schlusse des alten Jahres,
oder am Beginn des neuen,
machen sich Leute, die vernünft
ig wirtschaften, eine Zusam
menstellung ihrer Ausgaben
während der verflossenen zwölf Monate.
Sie vergleichen das Enderesultat mit dem
früherer Zeiten und überlegen bei den ein
zelnen Posten: welchen müßtest du, dei
nen Einnahmen entsprechend, einschränken,
und wofür könntest du mehr ausgeben.

Im Kriegsjahre 1916 wird in den
meisten Fällen die Notwendigkeit vorliegen
allüberall zu sparen. Aber vielleicht verg
ißt dieser oder jener etwas in Betracht zu
ziehen, das, ohne klingende Münze zu sein,
bei richtiger Anwendung ohne Zweifel in
solche umgewandelt werden kann, und daß es
daher heute doppelt zu verwerten gilt —
die Zeit ist gemeint. Dem Höchsten, wie
dem Niedrigsten, schlägt die Glocke gleich,
für alle haben Tag und Nacht vierund
zwanzig Stunden, es kommt nur darauf
an, zu welcher Münze das gegebene Ma
terial geprägt wird, oder geprägt werden
kann — zu Gold, Silber, Nickel. Das
Prägen geschieht durch nutzbringende Ar
beit, die, auf hundertfach verschiedenen
Gebieten liegend, seien diese rein prakti
scher, oder ausschließlich idealer Beschaf
fung, doch einbringt. Ganz vergebene Ar
beit gibt es nicht, denn jede Beschäftigung,
bei der Hand, oder Kopf, oder Beides, ihr
Bestes zu leisten versuchen, bringt, so
lange sie dauert, eine nicht zu unterschät
zende Befriedigung ein. Die meisten sind
jedoch genötigt, durch ihre Bemühungen
den Lebensunterhalt zu erwerben, und
das „Zeit ist Geld“ wörtlich zu nehmen.
Nun gibt es Menschen, die trotz dieser Nö
tigung stets bei Kasse sind und bereit dem
Nächsten etwas abzuschulden in Gestalt
eines Plauderstündchens, einer Gefällig
keit oder dergleichen. Der Geber richtet sich
hierdurch „finanziell“ nicht zu Grunde,
niht aber dem Empfänger oft ungemein.
Eine andre Art von Leuten hält sich die
Taschen zu und weist die Voraussetzung
auch nur fünf Minuten übrig zu haben,
entriistet von sich. Sind die Letztgenann
ten gemeinhin die mit der größeren be

ruslichen Arbeitslast? Durchaus nicht.
Und über was für einen Trid verfügen
die Andern? Sie teilen nur ihre Zeit
richtig ein und nützen sie entsprechend
aus. Auch wurde grade ihnen oft ein
festes Tages-Arbeits-Programm aufge
nötigt — nebenbei bemerkt für den Mann
ein Segen, und für die Frauenwelt ein
so tief gefühltes Bedürfnis, daß man es
die Wurzel nennen kann, aus der die
ganze Frauenbewegung erwuchs — aber
sie verstehen es, zwischen lange dauernde
eigentliche Arbeitsleistungen, die Erledi
gung kleinerer Obliegenheiten zu schieben,
eben jenes Hingeben der Zeit für Andre.
Es kommt bei ihnen keine Misachtung d.r
kürzeren Zeitabschnitte vor, „lohnem“ tut's
immer noch. Das Ausnützungs-System
wird befolgt, indem sie zwischenein das
nächste umfänglichere Werk einleiten, oder
mindestens sich zurecht legen — je nachden
bildlich, oder tatsächlich zu nehmen. Es
ist sehr ratsam auf Zeitsplitter zu acht.n.
Viel hängt auch von der Art ab, wie ge
arbeitet wird. Wir lebten vor dem großen
Krieg in einer Epoche, wo es neben Pa
natikern der Arbeit, die diese schließlich
zu ihrer Religion machten, eine Unmenge
Träger gab, bei ihnen hieß es: immer
erst die richtige Stimmung abwarten, be
vor man etwas anfängt. Gottlob hat der
Weltbrand vielfach mit der Ansicht aufge
räumt durch sein gewaltiges: frisch dran,
durch. Und gleich alles ganz machen, da
mit es fertig ist. Nichts ist zeitraubender,
wie „vor der Hand“ etwas halb zu tun,
mit dem Hintergedanken „später erledigt
du es ordentlich.“ Aus der Arbeit an sich
sollte ferner mehr und mehr zu Gunsten
des Nötigen alles Ueberflüssige verbannt
werden. Man vermeide in Briefen und
auch in mündlichen Mitteilungen neben
sächliche Redensarten, um zu den sprin
genden Punkten zu kommen; sicher soll die
Frau ihr Haus schmut und blank halten,
aber jedem Stäubchen nachzujagen, ist
sinnlose Zeitvergeudung, genau so, wenn
sie tagelang darüber hinbringt Gliden in
alte Wäsche mittelst kunstvoller Durch
bruchsäume einzusetzen. Tut sie es, auch
ordentlich, mit einer Maschinennacht, kann
sie in der Zeit schon einen Krankenbesuch
machen, oder sie stellt sich — das Wichtig
ste vor Allem — in den Vaterlandsdienst.
Und nichts frucht so auf zu der pflichtge
mäßigen notwendigen Zwangs-Arbeit —
der mit dem richtigen Geldverwertungs
zweck — wie das freiwillige Uebernehmen
kleiner, auch großer, Zwischenarbeit idea
ler Natur.



Ungerechte Verlen.



Gefühde.

Ich stehe fest und wanke nicht,
Ist rot auch mein Kleid, zernarbt mein Gesicht.
Noch hält meine Faust eine Klinge umspannt.
Mag kommen der Feind! Ich halte stand!

Ich stehe fest und wanke nicht!
Bis Gott meinem Leben das Amen spricht,
Solange halt ich in Sturm und Graus
Zu meinem Kaiser in Treue aus!

Gustav Meißner.

Weiß keiner wo . . .

Von Weg und Wandern weitab, weitab,
Liegt irgendwo ein einsames Grab . . .

Schläft einer drunten der jung und froh, —
Weiß keiner wo, weiß keiner wo . . .

Steht in der Liste das Wort „vermisst“ . . .
 O du — wie hat doch dein Mund geküßt!

Barst straff und strack wie die andern doch,
Nur schöner, vieltausendmal schöner noch!

Und liegst nun — einsam — weitab, weitab —
Und keiner, keiner, der weiß dein Grab.

Die Schneefrau nur leise zur Winterzeit
Deckt über dein Grab wohl den Mantel

Und spinnt es mit schimmernden Finnen
Die glänzen so weiß, so fleckenlos rein!

Verklungen, verschollen, verweht, verloh,
Jung-Gelde starb den Soldatentod . .

Und liegt nun — er — der so sonnig froh
Weiß keiner wo, weiß keiner wo . . .

Wer weiß wie viel Sehnen dein Grab um
Ich aber — ich hab' dich geliebt — geliebt

Ernst und Scherz

Nordische Runensteine. Auf der Stelle, auf der ein altnordischer König, Jarl oder Wikinger, den Helldentod fand, wurde stets ein Stein, ein Bautastein errichtet und auf diesem in Runenschrift die Schilderung der Thaten sowie des ruhmvollen Todes des Gefallenen zur eigenen Ehre, sowie zum Vorbild für die Nachwelt eingemeißelt. Darum finden sich solche Denkmäler aus uralten Tagen in Schweden, Norwegen, Dänemark und selbst auch in unseren Ostseeprovinzen, d. h. also überall da, wo vor Zeiten einst der Gott Thor seinen Hammer geschwungen, noch ziemlich zahlreich, und werden solche auch noch immer von neuem ans Licht gezogen; denn die Runen der Zeit und wohl auch der zeitweise Unbestand der Landesbewohner verschüttete und verbarg manches für die Forschung wertvolle Exemplar dieser Art. Ohne die Entdeckungen solcher Steine würden uns die schönsten der altnordischen Helden- und Göttersagen unbekannt geblieben und die Geschichte der Vorzeit für uns noch in undurchdringliches Dunkel gehüllt sein.

Ein Freund des Menschen. Der Kokosnußbaum ist wahrscheinlich der nuzbarste aller auf Erden wachsenden Bäume. Er liefert sowohl Speise wie Getränk, nützliche Gerätschaften wie Stoffe zum Häuserbauen und Dachbeden. In einigen Gegenden Indiens besteht die Nahrung der Eingeborenen fast ausschließlich aus dem Eiweißstoff, den die Nuß enthält, und ihr milchartiger Saft dient zum Trinken; man bereitet auch Wein und Zucker daraus. Auch wird Kokosöl aus dem Fleische der Nuß gepreßt, das in frischem Zustande klar ist und beim Kochen Verwendung findet, während der dickere Saft,

Stearin genannt, zur Herstellung von Kerzen dient. Ferner bereitet man Seife aus dem Kokosöl, man brennt es in Lampen, und auch das Glycerin wird aus gereinigtem Kokosöl gewonnen. Die Faser, die man früher nur zur Anfertigung von Stricken verwendete, wird jetzt zur Herstellung von Matten, Besen, Bürsten und dergleichen Dingen verarbeitet. Das Holz dient der Kunsttischlerei und nimmt eine feine Politur an. Die harte Schale der Nuß gibt Schüsseln, Becher und anderes Geschirr. Die Wurzel wird gelaugt.

Was die Erde an den Weltraum abgibt. Man kann es jetzt als erwiesen annehmen, daß aus der Erde Gase aufsteigen, die nicht in der Atmosphäre bleiben, weil sie zu leicht sind, um von der Anziehungskraft unseres Planeten gehalten zu werden. Ein englischer Naturforscher hat berechnet, daß aus den Vulkanen und den verschiedenen heißen Quellen 3 bis 6000 mal mehr Helium dem Luftmeer mitgeteilt wird, als man nach dem geringen Betrag dieses Gases, der sich in den niederfallenden Regentropfen nachweisen läßt, annehmen sollte. Da nun außerdem der Gehalt der Atmosphäre an Helium immer der gleiche zu bleiben scheint, so kommt man notwendig zu der Schlussfolgerung, daß das Helium nicht in der Atmosphäre bleibt, sondern immer höher steigt, bis es in den Weltraum hinausfliehet. Danach würde also die Erde gewisse, allerdings äußerst geringe Massenteilschen an den Weltraum abgeben und für immer verlieren.

Täuschungsversuche bei Pflanzen. Im Tierreich ist es eine häufige, wenn auch besonders wunderbare Erscheinung, daß Tiere durch den Besitz einer sogenannten Schutzfärbung sich entweder den Augen ihrer Feinde überhaupt entziehen oder eine Täuschung bei ihnen hervorbringen, so daß sie für etwas anderes gehalten werden, als sie sind. Ein Forscher in Südafrika hat diese als Mimitik bekannte Naturerscheinung auch bei Pflanzen nachgewiesen. Er

Rätsel-Ecke

Auflösungen aus voriger
des Räthels:

Marie
Aroma
Cypern
Arain
Giau
Nadel
Strumpf
Ehering
Nehrung
adonien:

des dreißilbigen Viätsels: Gail
des Verstedtsels: Auge — H
Esel — Iller — Tor — Aß
— Laub — Fier. Arbe

Nachdruck aus dem Inhalt d.
Verantwortlicher Red. f. r. H. Jhring.
Jhring & Rabenholz G. m. b. H.